

# Ein Brief aus Afrika

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **80 (1971)**

Heft 5

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974512>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ein Brief aus Afrika

*Im Zweiten Weltkrieg, 1942  
Irgendwo in der Wüste*

*Liebe Karin!*

Nun hast Du Dein Abitur bestanden, vielmehr nicht bestanden, sondern Du hast es sozusagen geschenkt bekommen. Man hat Dir ein halbes Jahr Schule erlassen, damit Du in diesem Krieg nützlichere Arbeit tun kannst. Die «nützliche» Arbeit besteht darin, dass Du als Rotkreuzhelferin auf kalten Bahnhöfen herumstehst und Kaffee an die Soldaten ausschenkst. Wir hatten uns das anders vorgestellt, nicht wahr? Aber ein Musikstudium ist nicht kriegsnotwendig, und mein Traum, meine kleine Schwester eines Tages in einem Konzertsaal ein Klavierkonzert von Beethoven spielen zu hören, ist in weite Ferne gerückt. Aber das Wichtigste ist, dass Du schreibst: «Ich mach's gern» und «sie brauchen mich hier». Aber pass auf Deine Hände auf, wenn Ihr die schweren Kessel schleppt. Dass Du sie Dir nicht verdirbst! Du musst später wieder spielen können.

Ich habe es da besser als Du. Ich bin in meinem Beruf, der mir auf den Leib geschrieben ist und den ich liebe — trotz allem. Ich schreibe «trotz allem», denn ich habe unser gegenseitiges Versprechen, uns nichts zu verschweigen, nicht vergessen. Nur erzähle Mutter nicht alles, was ich Dir in diesem Brief schreibe. Sie hat genug zu tun, damit fertig zu werden, dass Vater in vorderster Front in Russland steht. Natürlich würde ich lieber in einem hübschen, friedlichen Zivilkrankenhaus als Operationsschwester am Tisch stehen und assistieren als in diesem schauerhaften Krieg in einem Zelt mitten in der Wüste, wo einen die Sandflöhe fast auffressen und die Hitze am Tage, bei der wir natürlich arbeiten müssen, einen fast umbringt. Aber weil dieser schauerhafte Krieg nun mal ist, gehöre ich hierher. Manche meiner ehemaligen Mitschwester werden mich beneiden, dass ich in Afrika bin und denken: Hat die es gut, was wird die alles erleben! Nun, was ich erlebe, ist auch nicht viel anders als das, was die in Russland erleben: Tag und Nacht bei Operationen assistieren, Instrumente sterilisieren, Verbandstoff bereitlegen, Operationssaal saubermachen. Nur, dass es am Tage in grösster Hitze und nachts in einer Kälte vor sich geht, bei der man sich die schönsten Erkältungen holen kann. Denn die Temperaturunterschiede sind hier erstaunlich. Ausserdem haben wir statt der Läuse, die die in Russland quälen, eben Sandflöhe. Man muss aufpassen, dass einem der Sandsturm nicht die Verwundeten zuschüttet, und wir müssen neben dem Operieren und Pflegen auch noch Transportarbeiter sein. Denn in diesem afrikanischen Krieg wechselt die Front ständig. Mal gehen wir vor, mal zurück, und unser

Lazarett muss natürlich immer dicht dabei sein, damit wir sofort auffangen können, was die Schlacht an zerschossenen Leibern für uns abwirft. So bauen wir unser Lager, bestehend aus einer Zeltstadt für die Verwundeten und zwei Operationszelten, ständig ab und an neuer Stelle wieder auf. Was es für eine Operationsschwester bedeutet, wenn sie unter diesen Umständen und besonders bei diesem Sand, der durch alle Fugen dringt, die Instrumente immer steril und operationsbereit halten muss, kannst Du Dir vorstellen. Du siehst, dadurch bleibt mir nicht viel Zeit, die «reizvolle, fremde Welt» zu geniessen. Ich habe bis jetzt ein einziges Kamel gesehen und kann nur selten einen kurzen Blick auf die Wüste werfen, die am Tage von einer grenzenlosen Oede ist, aber nachts, wenn die Sterne in ungewöhnlicher Klarheit über der Welt stehen, herrlich. Das könnte man wohl geniessen, wenn man Tourist wäre.

Das erste, was wir bei einem erneuten Aufbau unseres Lagers immer wieder tun, ist, dass wir die grosse Fahne mit dem roten Kreuz an einem möglichst sichtbaren Punkt an einem Mast hochziehen. Aber wenn Du denkst, dass uns das Zeichen hier nützt, dann irrst Du Dich. War es nicht in allen Kriegen nach Henry Dunant so, dass das rote Kreuz respektiert wurde? In diesem Krieg, in diesem verfluchten Krieg, ist das nicht mehr der Fall. Meine sehr verehrte Mutterhausoberin Hermine wäre entsetzt, wenn sie mich jetzt hörte: Eine Rotkreuzschwester flucht, das ist doch nicht möglich! Sie wäre noch entsetzter, wenn sie mich sähe, denn ich trage Hosen. Wir Schwestern tragen hier alle die leichten Tropenhosen; sie sind am praktischsten. (Wenn ich daran denke, welchen Ausdruck von Abscheu Hermines Gesicht immer annahm, wenn unsere Röcke nach ihren Begriffen ein wenig zu kurz waren!) Nun, die Zeiten haben sich geändert, und das Fluchen habe ich von unserem Chirurgen gelernt. Er ist so gross und breit wie ein Schrank und kann brüllen, dass man fürchtet, dass das Zelt gleich einfällt, und fluchen, dass neu dazugekommene Schwestern ständig mit rotem Kopf herumlaufen. Aber — ich kann mir nicht helfen — dieses Fluchen hat oft etwas ungeheuer Befreiendes. Im übrigen ist unser «Schrank» von Chirurg ein begnadeter Operateur. Er hat Hände, die leicht und geschickt sind und wahre Wunder vollbringen, und deshalb verzeiht man ihm, wenn er einem Grobheiten an den Kopf wirft, wenn das Skalpell nicht ganz so scharf ist, wie er es wünschte. Gefährlich ist es, wenn er höflich wird. Er kann von einer eiskalten Höflichkeit sein, die wir alle fürchten. Gestern standen wir wieder in der Hitze in unserem OP-Zelt und flickten einen armen Kerl, einen Bauchschuss, zusammen. Unser «Schrank» arbeitete mit

einer unwahrscheinlichen Eleganz, so dass wir alle ganz fasziniert zusahen. Wir, das ist Schwester Inge, die gerade instrumentierte (wir wechseln uns ab), der Sanitätsgefreite Joachim und ich, als wir plötzlich wieder einmal das Geräusch eines Tieffligers hörten, dieses energisierende Sausen, wenn er wie ein Falke abwärts stösst, und dann das Tacken eines Maschinengewehrs, das sich eigentlich ganz harmlos anhört, das einem aber das Blut stocken lässt, wenn man es kennt und, oh nein, er kümmerte sich kein bisschen um unsere gut sichtbare Rotkreuzfahne. Pfeifend schlugen die ersten Geschosse durch unsere Zeltbahn und verschwanden mit einem «Patsch» im Sande. Glas klirrte, und Scherben fielen zu Boden. Wir blieben am Operationstisch und arbeiteten weiter am Bauchschuss, denn was hätten wir sonst tun sollen? Aber wir dachten alle an den Sanitäter Hans Fischer, der vor acht Tagen in diesem gleichen Zelt einen Oberarmdurchschuss erhalten hatte. Unser «Schränk» von Chirurg aber fluchte. Während er weiter geschickt und leicht operierte, fluchte er so lästerlich und so befreiend, dass uns allen ein wenig wohler wurde. Diesmal war es auch glimpflich abgegangen. Wir hörten, wie das Flugzeug sich wieder entfernte. Ein Sanitäter kam ins Zelt hereingelaufen, um zu sehen, ob wir heil davongekommen waren.

«Dieser Hund», brüllte er, «aber vielleicht erwischen sie ihn, deutsche Jäger sind hinter ihm her!»

Als wir unserem Bauchschuss gerade den Verband anlegten, kam ein zweiter Sanitäter aufgeregter herein und rief: «Er ist getroffen, er trudelt ab!»

Wir liefen vor das Zelt. Wirklich sahen wir das Flugzeug blitzend in der Sonne in einer Spirale abwärts taumeln. Der Wüstensand bremsen den härtesten Fall. Kurze Zeit darauf standen wir wieder am Operationstisch und hatten den Engländer darauf, den man noch aus dem Flugzeug gezogen hatte, kurz bevor es explodierte. Es war so einiges an ihm kaputt, und doch würde man ihn mit etwas Mühe wohl wieder zusammenflicken können. Während Schwester Inge unserem Chirurgen das Skalpell zureichte, sagte sie: «Es geschieht ihm ganz recht — eigentlich sollte man ihn . . .» Unser «Schränk» unterbrach sie mit eisiger Höflichkeit. «Verehrte Schwester, würden Sie die Güte haben, Ihre Schnauze zu halten!» Schwester Inge schnappte nach Luft. «Aber, Herr Doktor, das geht dann doch zu weit. Ich bin ja nicht empfindlich, aber . . .» Wieder unterbrach sie unser «Schränk»: «Sie sind doch Rotkreuzschwester, nicht wahr? Na also!»

Und er hatte recht. Gegen den Wahnsinn, dass die grosse Errungenschaft des Roten Kreuzes nicht mehr beachtet

wird, gibt es nur eins. Wenn ein Teil der Menschen vergessen hat, wie wichtig es ist, ein Zeichen zu besitzen, das denen, die unter ihm arbeiten, möglichst freie und gefahrlose Ausübung ihrer Pflichten gewährleistet, das Helfer und hilflose Menschen schützt, ein Zeichen, das einen Funken von Nächstenliebe in diesem grausamen Völkermorden ermöglicht, wenn die Menschen dabei sind, Henry Dunants grosse Idee zu vergessen, müssen wir, die wir sie noch anerkennen, doppelt in ihrem Sinne arbeiten. Für uns darf es keine Frage darüber geben, ob wir einem kranken, hilflosen Menschen beistehen sollen oder nicht, weil er ein Feind ist, der uns eben fast getötet hätte. Jetzt ist er kein Feind mehr. Er ist ein Mensch, der leidet, und es ist ganz gleich, welcher Nationalität er angehört, und es ist auch nicht wichtig, dass er die grosse Idee Dunants verraten hat. Du wirst mich verstehen, kleine Schwester, denn Du arbeitest unter dem gleichen Zeichen.

*Deine Helga*

*Ein Werk selbstloser Hilfe kann nicht nur nach seinem äusseren Umfang, nach seinem Erfolg und seiner sichtbaren Wirkung und seinem Nutzen eingeschätzt werden. Es hat einen unsichtbaren Wert. Jeder, der im Roten Kreuz mitarbeitet — welches immer seine Religion oder Weltanschauung sei —, wird im tiefsten Heiligtum seiner Ueberzeugung, aus der er den Sinn seines Lebens versteht, auch den Sinn seiner Rotkreuzarbeit verstehen. Für den Christen ist die Antwort in dem Christuswort enthalten: «Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht; ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.» «Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.»*

*Max Huber*